

GERHARD

KÖPF

INNERFERN.

ROMAN

CB | LONGPLAYER

GERHARD

KÖPF

INNERFERN.

ROMAN

CB | LONGPLAYER

Über das Buch

Es ist Fasnacht. Eine verwahrloste Frau wird aufgegriffen und in eine psychiatrische Klinik eingeliefert. Sie fällt der Ärztin Dr. Mazzolini sofort auf wegen ihres ungewöhnlichen Sprachvermögens – doch sie gibt sich nicht zu erkennen. Oder hat sie ihr Gedächtnis verloren?

Gleichzeitig berichtet der Erzähler von einem Besuch bei der Künstlerin Karlina Piloti in einem magisch-realistisch entworfenen Allgäu, bei dem sie ihn einführt in die Künste: zu denken, zu empfinden, zu sprechen und zu schreiben, zu suchen und zu überleben. Dann verschwindet diese Frau.

Und so entfaltet sich der Roman. Der Erzähler sucht Karlina, die ihm abhandengekommen ist, und Frau Dr. Mazzolini bemüht sich, über Karlina, die bei ihr ist, etwas herauszufinden.

Während Karlinas Angstzustände immer heftiger werden und sie sich immer mehr in ihre Sprach- und Bilderwelt zurückzieht und damit immer rätselhafter wird, nähern sich die zwei Suchenden

nur sehr langsam. Was bleibt, sind die Geschichten
...

»Innerfern« war 1983 das Debüt eines großen Geschichtenerzählers und galt als Sensation. Reales Vorbild der Protagonistin war die geheimnisvolle Dichterin Ilse Schneider-Lengyel, in deren Haus am Bannwaldsee die erste Tagung der Gruppe 47 stattgefunden hat. Eine literarische Wiederentdeckung.

Über den Autor

Gerhard Köpf, Jahrgang 1948, war 20 Jahre Literaturprofessor an verschiedenen Universitäten des In- und Auslandes, danach Gastprofessor an der Psychiatrischen Klinik der LMU München. Für sein mehrfach übersetztes literarisches Werk erhielt er diverse Auszeichnungen wie den Preis der Jürgen-Ponto-Stiftung (Juror: Golo Mann), den Preis der Klagenfurter Jury beim Ingeborg-Bachmann-Wettlesen, das Villa Massimo Stipendium Rom, den Förderpreis der Berliner Akademie der Künste und den Wilhelm-Raabe-Preis. Köpf lebt in München und spielt gelegentlich kleine Rollen in Film, Fernsehen und Theater. Bei CulturBooks erschienen bisher das

Album »Das Glück beim Krähenfüttern. Theater- und Filmgeschichten«, die Maxi »Als Gottes Atem leiser ging« und der Longplayer »Ein alter Herr. Novelle«.

Gerhard Köpf

Innerfern

Roman

CulturBooks Verlag
www.culturbooks.de

Impressum

eBook-Ausgabe: © CulturBooks Verlag 2015

überarbeitete Neuausgabe

Gärtnerstr. 122, 20253 Hamburg

Tel. +4940 31108081, info@culturbooks.de

www.culturbooks.de

Alle Rechte vorbehalten

Erstausgabe Print: © Fischer Taschenbuch Verlag, 1983

Umschlaggestaltung: Magdalena Gadaj

eBook-Herstellung: CulturBooks

Erscheinungsdatum: 01.03.2015

ISBN 978-3-944818-82-5

Inhaltsverzeichnis

Die Seehex'

Der Berg in der Ebene

Albatros

Villa Piloti

Raureifwiesen

Die Rauchsäule

Kolumbianische Symphonie

Hitzerausch

Lippenpalisade

Im Baum

Das Medaillon

Flug in den Mittag

Fahrenheit

Meridiana II

Personen und Orte sind erfunden.

Drachen unterscheiden sich von fast jedem anderen Gesprächspartner, dem wir begegnen können, durch eine Fragestellung, auf die es eine und nur eine Antwort gibt ...

Drachen fragen nicht nach Gesetzmäßigkeiten, sie fragen nach *etwas Bestimmtem* ...

Das lässt sich auch so ausdrücken, dass *jeder nur seinem, einzigartigen Drachen begegnet* ...

Das Wesentliche an der Begegnung mit dem Drachen ist, dass wir in ihm einer Erfahrung begegnen, die all unsere früheren Erfahrungen negiert ...

Ein Weltbild, das mit der Möglichkeit rechnet, dass jeder früher oder später *seinem* Drachen begegnet, *seiner* Negation, *seiner* Frage, *seinem* Untergang oder *seiner* Rettung, mag düster erscheinen, ist aber in Wirklichkeit von einem tiefen, fundamentalen Optimismus geprägt.

Leider ist es nicht ganz sicher, ob dieser Optimismus auch wirklich begründet ist.

Lars Gustafsson: *Von Drachen*

Meridiana I

In diesem Augenblick sah ich, las ich, den Mund zum Himmel gedreht, etwas so Unerwartetes, dass ich mich verschluckte:

In einer Nische stand zwischen saftigen Pflanzen eine hochgewachsene weiße Frau auf einem Sockel und verspeiste, ohne sich zu bewegen, die herabflatternden Vögel, die zwitschernd in ihren Mund schlüpfen. Fast glaubte ich, das Knacken der Knöchelchen zu hören.

Dies wirklich zu glauben ist alles, worauf es ankommt. Die schimmernde Verlockung des Möglichen, ganz nah. Ein Biss in die Zunge, und schon tropfte die Erinnerung herunter.

Derlei geschähe ohne Wissen: ein Lachen von fern, oder ein Schuss, verhallend über einem uferlosen Meer, als hänge man im Himmel und ziehe darüber hinweg davon, hinein in nie Geschehenes, samten und geschmeidig. Ein Flieger, der nie mehr landen wird.

Das Gedächtnis aber ist ein aufplatzendes Gestein, bebend vor Begehren, still aus dem Dunkel gekommen, ohne Ankündigung.

Betörende Schönheit entstünde um eine Hoffnung herum, unwiederbringlich, wie die Zeiten porzellanener Kindheit, so kostbar wie zerbrechlich, da jeder Tag noch überschüttet war von flirrenden Geheimnissen. Nichts gab es, das nicht versprochen worden wäre.

Später jedoch gleicht die zu durchmessende Ebene einem durchsichtig zugefrorenen See: ein Weg, den zu gehen Zuversicht nötig ist, Umsicht und Vertrauen.

Weit weg lägen die zagen Stimmen und Wünsche, beharrlich wartend hinter Türen und Fenstern, in Häusern, zwischen Mauern und Steinen, bis einer käme und sie ins Freie entließe – einer mit dem Mund schon voll feuchter Erde, zitternd vor Schwäche und Kühnheit und überstürzter Einsicht, ehe er auseinanderflöge wie ein Turm aus Geröll. Danach würde die Stille bersten, als gerinne das Hirn, als höhle sich der Schädel aus, indes das Gesicht flattert, getroffen von einem unsichtbaren Schlag.

Ein Biss in die Zunge, die Erinnerung tropft herunter, und die Geschichte kann beginnen.

Winteraustreiben

Auftritt der Tod im Wirbel der Konfetti.

Die Gassen hinauf und hinunter wanken Larven und Masken, kleine und große verummte Gestalten mit bizarren Bewegungen, eine sich konisch windende, mit flatternden Fetzen behängte bunte Figurenschraube, ohne Anfang, ohne Ende.

Spöttisch und geil lacht es unter Perücken aus Hanf und Rosshaar.

In schreiende Farben getränkte Sägespäne. Falten und Kerben sind in die Stirn gestanzt.

Grell geschminkte, hervorquellende Augen schielen, stechend der Blick. Darüber vernarbte Brauen, von groben Stichen in kreuzqueren Nähten zusammengehaltene Wülste.

Eine schartige, gekrümmte Nase, aus deren Löchern Borsten brechen. Als Flügel verwitterte Ohren.

An den Mundwinkeln ausgefranste Lippen, verschmiert. Mitleidlos.

Teufelsgesichtig, von zinnoberroten Wangen eingerahmt. Auf eiweißleckiger Haut gedeihen schwarzbehaarte Warzen.

Die Schnurrbartraupe – das Maul halboffen und lüstern. Darin Zahnlücken zwischen schroffen Riffen.

Speichel rinnt zäh über das krumme, von Schrammen durchackerte und nach einer Seite verschobene Kinn. Es ist ein einziges Geschwür.

Übermütig sind die Sprünge der Vermummten, von drohender Dynamik.

Dazu das Schellen und rhythmische Stampfen, die distelhellen Cinellen, das Kreischen der Rätschen und das dumpfe Dröhnen der mächtigen, auf den Rücken des Tänzers geschnallten Kuhglocke.

Zuletzt tausend blecherne Glöckchen an Hosen und Kittelnähten, am Gürtel, an den Hand- und Fußgelenken, wie Fesseln.

Kreisende Hexen in weiten geflickten Röcken, vier oder fünf übereinander, springen die Menschen an, brechen ein in die Menge am Straßenrand, greifen nach jungen Mädchen.

Winteraustreiben.

Fasnacht.

Totentanz.

Die Kälte der letzten Tage ist gebrochen.

Der Schnee wird weich und krank, die Seeluft riecht schon nach Frühjahr. Ein Föhneinbruch im

Februar mit weit sichtbaren Farben einwärts ins schwarze Gebirg zwischen verwehten Wolkenschleiern über einem schwefelgelben Streifen am Horizont.

Noch ist das Jahr nicht alt, es zählt erst ein paar Wochen.

Auf der Straße liegen Konfetti und Luftschlangen, geworfene Papierhütchen aus grellbunter Pappe, mit ausgeleiertem Gummi und ausgerissenen Ösen. Bonbonpapierchen, Zigaretenschachteln, Krepppapier, Reste von Baströckchen, Stofffetzen, immer wieder Luftschlangen, bunt, schnell verbraucht.

Manchmal riecht es nach billiger Schminke und Glühwein.

Hastige Fröhlichkeit verhallt.

In diesem Jahr stirbt Eisenhower, Boris W. Spasski wird Schachweltmeister, weltweit werden an die fünf Millionen Selbstmorde verübt. In My Lay findet ein Massaker statt.

Wiederholt werden Verkehrsflugzeuge zur Kursänderung gezwungen. Auf dem Prager Wenzelsplatz verbrennt sich jemand. Manfred Wolf schraubt den Weltrekord im Skifliegen auf der Sprungschanze von Planica auf 165 Meter.

Es ist Nachmittag, Mitte Februar. Bald geht die Sonne unter.

Trotz der Föhnluft ist es noch immer eine Wintersonne, die flach über der Insel im See steht und dem Tag ein milchiges Licht gibt.

Auf den Straßen: Fasnachtsmüll, manchmal vor einem verstopften Gulli knöcheltief.

Der Bundesratspräsident der Bundesrepublik Deutschland tritt in diesem Jahr ab, *Kohlhaas* wird verfilmt.

Der erste Mensch landet auf dem Mond.

Der *Größere Versuch über den Schmutz* erscheint. *Örtlich betäubt.*

Nobelpreis für Samuel Beckett.

Die Artisten in der Zirkuskuppel: Ratlos. Versuch über die Befreiung.

Die Südtirolfrage wird geregelt. *Jagdszenen aus Niederbayern.*

Thor Heyerdahls Versuch, den Atlantik mit einem Papyrusfloß altägyptischer Bauweise zu überqueren, misslingt.

Le gai savoir:

In London werden Sechslinge geboren.

Robin Knox-Johnston erreicht nach 312 Tagen alleinigen Segelns um die Erde wieder England.

Pomp and circumstances.

Gefechte an der Grenze zwischen der Sowjetunion und China lösen den Ussuri-Konflikt aus.

Später, milchiger Nachmittag in einer Stadt am See.

19. Februar.

Konfetti und Kofferradiomusik.

In den Gassen Grüppchen Maskierter und Halbmaskierter. Viele Angetrunkene.

Wie starb Isaak Babel?

Wo ist Serner geblieben?

Woran litt Robert Walser – vor 13 Jahren im Schnee versunken?

Auf einem Spaziergang fällt er jählings auf den Rücken und wird still.

Was ereignet sich an diesem Tag in Vandans im Steintal im Land Innerfern?

Eine kleine, schwächliche, längst nicht mehr junge, leicht vornübergebeugt gehende, mit schnellen Schrittchen trippelnde, verschorfte, nach Urin und Kot stinkende Frau, schnell und doch sehr müde, schreckt die Bewohner einer friedlichen Straße in der Stadt am See auf.

Energisch an den Türen der Siedlungshäuschen klingelnd, behauptet sie eigensinnig in schroffem Ton, sie wohne hier, man solle öffnen, sie besitze

unter dem Dach eine Dreizimmermansarde, nein, falsch, dieses Eckhaus sei ihr Eigentum, man lasse sie jedoch nicht ein.

Frauen in Schürzen erscheinen in den Türen, soweit es die Sperrkette zulässt, Kinder drängen sich neugierig vor, Radios werden leiser gedreht, Kaffeetassen beiseite gestellt.

Eine Betrunkene, beruhigen sich die Bewohner der Straße. Kopfschütteln und Verwunderung.

Die Frau ist arg heruntergekommen.

Schwarzes fettiges Haar fällt in ein hohlwangiges, erschrockenes Gesicht, aus dem verstörte Augen schimmern.

Die Frau sieht aus wie ein zum Sterben bereiter Indio.

Ihre Hartnäckigkeit versetzt die Menschen in Unruhe.

Sie lässt sich nicht abweisen, geht von Haus zu Haus, will sich niederlegen, richtet sich wieder auf, will heimkommen.

Niemand möchte, dass vor seiner Tür eine stinkende Frau liegt.

Als sie an der Praxis des Kinderarztes läutet und von der Sprechstundenhilfe durch Knopfdruck auf den Türsummer vorgelassen wird, veranlasst der Arzt nach kurzem Augenschein und

knappem Telefonat mit dem Amtsarzt die Einweisung der Unbekannten in das Psychiatrische Landeskrankenhaus auf der Insel, draußen im See.

Aus der Frau, die sich nicht setzen will, ist nichts herauszubekommen.

Beharrlich verweigert sie jedwede Auskunft, verschweigt Name und Anschrift.

Fragen kommentiert sie mit Kopfschütteln oder mit Worten wie:

Das ist doch die Höhe.

Sie wohne hier am See, dieses Reihenhaus besitze sie seit dreißig Jahren. Ihr Vater habe es ihr vermacht. Grund und Boden. Geh- und Fahrtrecht, alles sei auf ihren Namen eingetragen.

Herunter von meinem Eigentum. Die Sanitäter kommen.

Die kräftigen Männer nehmen die Frau in die Mitte und führen sie zum Wagen, dessen Schlag schon geöffnet ist. Der Kinderarzt gibt einige knappe Anweisungen, steckt, umgeben von Personal und Patienten aus dem Wartezimmer, einem der beiden ein verschlossenes Kuvert zu. Die Straße ist belebt, Köpfe schauen aus Fenstern, aber es bleibt gespenstisch still.

Ohne Widerstand zu leisten, lässt sich die Frau ins Auto verfrachten. Nur manchmal schüttelt sie müde den Kopf. Die Türe wird verschlossen, ein Sanitärer hat neben der Unbekannten Platz genommen und ihr eine graue Decke um die Schulter gelegt.

Es wird kein Wort gesprochen.

Auf einem Treppenabsatz sagt eine Frau zu ihrer Nachbarin:

Die ist doch nicht ganz richtig. Darauf antwortet die Nachbarin:

Jetzt kommen die Sandler schon bis in unsere Wohngegend. Wie im Winter die Viecher vors Haus.

Der Arzt grüßt die Frauen. Vermutlich stimmt er ihnen zu, ehe er in die Praxis zurückgeht.

Der Nächste bitte.

Für die Sanitärer ist der Transport nichts Besonderes, zumal die Frau vollkommen ruhig bleibt. Sie sagt kein Wort und bewegt sich kaum. Die Männer sprechen über die Fasnacht, unterhalten sich darüber, wo sie gestern gefeiert haben, wohin sie heute Abend gehen werden.

Sie fahren fast jeden Tag die Irren auf die Insel.

Meistens bringen sie Ausreißer zurück, froh und dankbar, nicht selten erschöpft und

durchgefroren. Da ist keine Kraft nötig. Seltsam ist höchstens, wie weit die Ausbrecher oft kommen und wie sie lächeln, während ihnen der Speichel aus dem Mund tropft.

Es gibt kaum etwas, was die beiden Sanitäter erschüttert.

Sie waren im Krieg, haben aufgeschlitzte Leiber und zerfetzte Gesichter gesehen.

Jetzt reden sie über Larven und Mummenschanz.

Was kümmert sie eine stinkende Frau in Lumpen, verdreht und verwirrt, mit schweren Augenlidern? Nicht einmal am Biertisch werden sie darüber ein Wort verlieren, obwohl sie ab und zu, wenn sie aufgefordert werden, gerne erzählen: sagt der Wärter zum Irren ...

Sie werden die Frau vorschriftsmäßig einliefern. Das Auto muss noch gewaschen werden. Danach ist Feierabend.

Die Fahrt hinaus aus der Stadt, über den Damm auf die Insel, links und rechts zittern Pappeln im Gegenlicht. Soeben geht die Sonne unter.

Milchig rötlich erwischt sie das Gesicht der Frau auf dem Rücksitz. Sie aber sieht geradeaus. Die Augen leuchten nicht.

Der Wagen biegt langsam in die Hofeinfahrt der Klinik ein, rollt über den aufgekiesten Weg vor den Eingang der Frauenabteilung. Leute gehen über den Hof, aber niemand nimmt Notiz.

Bei der Aufnahme werden die Sanitäter kurz befragt. Der Fahrer gibt das Kuvert des Arztes ab. Mit sauberer Handschrift werden einige Angaben auf einer frisch angelegten Karteikarte vermerkt:

Fundort, Datum, Uhrzeit, der einweisende Arzt, Unterschrift.

Hinter *Name* steht: Fehlanzeige. Vorerst mit Bleistift.

Die Sekretärin weiß: derlei kommt öfter vor. Auch weitere Spalten bleiben offen.

Eine Türkin, breit und robust, wird gerufen. Sie ist für das Reinigungsbad zuständig. Danach Wiegen, welche Krankenkasse, Angaben zur Person.

Die Einweisung in das Psychiatrische Landeskrankenhaus, zu dem die Einheimischen noch in hundert Jahren Irrenhaus sagen werden, ist ein verwaltungstechnischer Akt. Hier hat alles seine Ordnung. Keiner geht verloren, jeder kommt an.

Die Sanitäter werden entlassen. Sie lüften den Wagen. Ein paar müd witzige Bemerkungen über

eine stinkende Frau. Vergessen.

Die Unbekannte lässt sich nicht ausziehen.

Die Türkin ergreift ihre Hand, redet auf sie ein, wird laut, versucht es mit gutem Zureden, schimpft in einer fremden Sprache, stottert, lacht, ekelt sich.

Erst jetzt legt die Frau ab, nein, sie lässt sich widerstrebend die Kleider nehmen und murmelt dabei unverständliche Worte, etwa ihre Villa mit den beiden Sonnenrädern sei landauf landab bekannt, alles übrige, was mit ihr geschehe, sei ruchlos, sie sagt ruchlos, eine Unverschämtheit, vermutlich ein Pogrom, sind wir schon wieder so weit, in jedem Falle betrachte sie sich als verhaftet, sie verlange auf der Stelle, mit ihrer Botschaft sprechen zu können.

Die Türkin schüttelt den Kopf und stöhnt wegen des Gestanks.

Sie nimmt die Kleidung mit gespreizten Fingern und hält sich die Nase zu.

Die Kleidung der Eingelieferten besteht aus schmutziger Unterwäsche, aus einer zerrissenen Strumpfhose, einer langen, verdreckten Lastexhose, schwarz, halbhohen Lederstiefelchen, einem schmutzigen, an den Ärmeln am Bund

ausfransenden Pullover mit Norwegermuster sowie einem fremdartigen Umhang oder Überwurf.

Als die Kleidungsstücke in eine Liste eingetragen werden, weiß die Schreibkraft nicht, was sie bei dem Umhang schreiben soll. Das Wort Roana kennt sie nicht. Also schreibt sie: Überwurf, mexikanisch. Dabei denkt sie an Kakteen, Urlaub, Fernweh.

Um den Hals trägt die Unbekannte, die sich abgewandt und eine Ecke gesucht hat, in der sie mit dem Gesicht zur Wand steht, eine Kette, am Handgelenk baumelt eine rechteckige Herrenarmbanduhr, Marke Junghans, an einem viel zu weiten Armband.

Die Frau steht, als werde sie sogleich vornüberfallen. Das Handgelenk ist völlig abgemagert.

An einem Finger trägt die Frau, die sich jetzt wieder der Schreibkraft zugewandt hat und das Registrieren jedes einzelnen Stückes mit dem milden Lächeln einer Indianerin hinnimmt, einen großen kunstgewerblichen Silberring mit Stein.

Er sieht wie ein schwarzer Klumpen aus.

Als der Ring abgestreift werden soll, leistet die kleine Frau plötzlich unerwartet heftigen

Widerstand und entwickelt jene Kräfte, die man den Irren nachsagt.

Büroangestellte und Türkin werden nicht mit ihr fertig. Sie schlägt um sich, tritt, beißt, wirbelt mit den Armen, krallt sich in Haare und Kleider, reißt und tobt. Aber sie schreit nicht dabei, sie gibt keinen Laut von sich. Nur das Ächzen der Schreibkraft sowie die unverständlichen Befehle der Türkin sind zu hören. Endlich läutet die Büroangestellte um Verstärkung. Eine Krankenschwester stürzt herbei, erkennt sogleich die Lage und ruft nach der Ärztin.

Drei Frauen umklammern Arme und Beine der abgemagerten verschmierten Tobsüchtigen, die entsetzlich stinkt, ein sich verzweifelnd wehrendes Geschöpf, das mit gebrochenen Augen eine Weite sucht und kämpft, als gehe es um sein Leben.

Zuletzt gelingt es der Ärztin, eine Spritze anzusetzen. Nach der Ruhigstellung ist die Patientin friedlich, als könnte sie nie anders sein.

Die übrigen Frauen atmen schwer und bringen ihre Kleider in Ordnung. Es sieht aus wie nach einer Zimmerschlacht. Aber die Türkin wird den Boden aufwischen, die Scherben beseitigen.

Schwester, Sekretärin und Türkin lächeln die Gebändigte an, als sie gewogen wird.

Ihr Gewicht beträgt knapp 45 Kilogramm.

Die Ärztin gibt Anweisungen, welche die Angestellte notiert. Danach geht diese erschöpft nach Hause. Für sie ist der Tag vorbei. Sie denkt an ihre gehbehinderte Mutter, die eifersüchtig darüber wacht, dass sie keine Bekanntschaft macht. So gibt es für sie nur die Klinik und die Mutter im Rollstuhl.

Die Ärztin stellt fest, dass der Neuzugang keinerlei Papiere bei sich hat.

Sie liest die Diagnose des Kinderarztes: ein Wort auf einem Zettel von einem Rezeptblock.

Es gibt nichts, was über diese Person Auskunft geben könnte.

Die Krankengeschichte beginnt mit ungelösten Fragen. Wer ist diese Frau?

Wer kommt für sie auf? Was fehlt ihr?

Schizophrenie, steht auf dem Rezept.

Das ist allgemein genug und zugleich differenziert, lässt Spielraum, zeigt aber auch eine Richtung an.

Die Ärztin ist über die offenen Fragen nicht beunruhigt.

Das kommt immer wieder vor. Jemand wird sich schon melden.

Ansonsten: der übliche Weg, Polizei, Vermisstenanzeigen, es wird schon etwas geben.

Desorientierung.

Geht in fremde Wohnungen.

Gibt keine brauchbaren Äußerungen von sich.

Verweigert das Reinigungsbad.

Schlägt um sich.

Blutprobe anordnen.

Macht keinen betrunkenen Eindruck.

Verwahrlosung.

Eine Gestrandete?

Die Seehex'

Die Indianerin nennt keine Namen: weder ihren eigenen noch den von Angehörigen, Freunden oder Bekannten.

An wen hätte sich die verantwortliche Ärztin, Frau Doktor Kudrun Mazzolini, wenden können?

Wer wäre da in Frage gekommen?

Zehn Jahre später stelle ich mir dieselbe Frage. Bei meinen Recherchen bitte ich auch die für die Unbekannte zuständige Gemeindekanzlei um Auskunft. Ich erhalte den Bescheid, leibliche Angehörige seien nicht bekannt.

Das muss korrigiert werden.

Der Findling hat eine Schwester.

Aber die Feindschaft ist so abgrundtief geschwisterlich und versteinert, dass diese Schwester als Zeugin ausfällt. Seit mehr als vierzig Jahren besteht nicht der mindeste Kontakt. Man weiß nichts voneinander, weil man es nicht will. Das hat sich so ergeben. Die ältere Schwester wohnt in der Großstadt. Seit Kindertagen ist ihr die kleine Schwester verhasst. Möglicherweise hätte sie auf die Nachricht aus dem

Psychiatrischen Landeskrankenhaus hin laut gelacht und gesagt:

Dass die spinnt, weiß ich schon längst.

Es gibt noch andere Verwandte: einen alten Vetter in einem Vorort von M., weit weg, sowie dessen Tochter, eine Anästhesistengattin aus B.

Der Vetter wird von der Ärztin ausfindig gemacht, mit der Arztfrau habe ich telefoniert. Sie weiß nur Anekdotisches. Damals sei sie noch ein Kind gewesen.

Der Vetter jedoch besucht die Irre, nachdem diese schon gut eineinhalb Jahre in der Klinik lebt.

Die Verwirrte erkennt ihren Verwandten nicht, sieht ihn nur an und verabschiedet sich sogleich äußerst höflich, aber auch sehr entschieden.

Die Ärztin erfuhr durch den inzwischen gerichtlich berufenen Pfleger die Anschrift des Veters. Der Pfleger, eine Art Vormund und Wahrer rechtlicher Interessen der Kranken, hatte die eintreffende Post geöffnet und erst auf diese Weise von der Existenz eines Veters Kenntnis bekommen. Vom Vetter erfährt Frau Doktor Mazzolini, ihr Schützling sei seit jeher ein künstlerisch exzentrischer Mensch gewesen. Die Ärztin ärgert sich über diese Einschätzung, lässt sich aber nichts anmerken. Auch von den

verfeindeten Geschwistern ist kurz die Rede. Mit ihren Arbeiten habe die Indianerin zeitweise ganz gut verdient, sie habe aber das Geld auch stets mit vollen Händen ausgegeben. Mit zweifelhaften jungen Männern, aber das sei ihre Sache gewesen. Ihm stehe da kein Urteil zu, wemgleich er zu bedenken gebe. Aber da unterbricht Doktor Kudrun. Die Arme, wie der Vetter daraufhin sagt, sei seit fünfzehn Jahren von ihrem Mann, einem Ungarn, geschieden. Beide seien komplizierte Naturen gewesen, am Schluss wie Hund und Katz. Sie hätten sich jedoch in aller Freundschaft getrennt, und sie habe ihm bei der Suche nach einer anderen Frau, welche sie dann auch in Paris gefunden habe, eifrig geholfen. Wenn er sich richtig erinnere, sei der Name Vera gewesen. Aber sicher sei er sich nicht. Vor etwa eineinhalb Jahren sei der Exmann in Paris gestorben.

Der Vetter gibt weiterhin an, er und seine Frau hätten die Verwirrte zuletzt vor drei Jahren in der Metropole gesehen. Damals sei sie aufgekratzt und aufgeputzt wie Eliza Doolittle gewesen. Wenn sie einen Hund gesehen habe, sei sie davon so begeistert gewesen, dass sie nicht nur Anstandsregeln, sondern die ganze Umgebung vergessen habe. Deshalb sei man auch in Lokalen

mit ihr regelmäßig aufgefallen. In der Staatsbibliothek, daran erinnere er sich genau, habe die Frau damals Spezialliteratur über Gletscher gesucht. Dem Vetter erscheint es durchaus denkbar, dass seine Verwandte schließlich von irgendeinem zweifelhaften Mann ausgeplündert worden sei, während sie sich auf der Fahrt zu der Stadt am See befunden habe. Der Findling, wenn man das so sagen könne, habe stets sonderbare Künstlerfreunde gehabt.

Dr. Mazzolini räuspert sich.

Er wolle sagen, es seien auch, wie solle er sich ausdrücken, also es seien auch, ja, Homophile dabei gewesen. Bei ihnen habe sich die Frau sicher gefühlt, was er nicht verstehen könne. Auffallend jedoch sei, dass kurz vor ihrer Abreise von ihrem Konto 8000 Franken abgehoben worden seien. Die Ärztin flicht ein, man habe dieses Geld bei der Einlieferung nicht gefunden.

Dazu kann die Putzfrau der Kranken etwas sagen. Sie erfährt vom Pfleger von der Einlieferung in die Klinik ebenfalls erst nach mehr als einem Jahr, obwohl sie bald nach dem Verschwinden eine Vermisstenanzeige bei der Polizei aufgegeben habe. Sie habe doch den Hund der Verschwundenen in Pflege gehabt. Wie immer, wenn die Patientin

unterwegs gewesen sei. Und sie sei häufig verweist. Woher sie dazu das Geld gehabt habe, wisse sie nicht. Frau Piloti habe sich in der letzten Zeit nur noch von Kaffee und Zigaretten ernährt. Von einer künstlerischen Tätigkeit wisse sie nichts, darüber habe sie nie gesprochen. Sie habe die winzige Wohnung etwa alle drei Wochen sauber gemacht. Da alles voller Bücher gestanden habe, sei nicht viel angefallen. Früher habe ihrer Arbeitgeberin das Haus sowie der ganze See gehört, bald nach dem Krieg jedoch habe sie alles an einen Fabrikanten aus der Oberpfalz verkauft, um einen Spottpreis, wie man sich erzähle. Genaues wisse sie nicht, außer der Tatsache, dass sie das Wohnrecht in dem Häuschen am Bannwaldsee über den Verkauf hinaus besessen habe.

Abschließend merkt die Putzfrau, die von der Patientin ebenso wie der Vetter höflich missachtet oder nicht erkannt wird, an, im letzten Winter sei die Kranke schon sehr sonderbar gewesen. Einmal habe sie ihr von einem Mann erzählt, den sie, weil er so durchgefroren gewesen sei, bei sich aufgenommen habe. Jetzt aber fürchte sie sich vor dem bärenstarken Kerl, einem Schweizer, weil sie ihn nicht mehr loswerde. Er gehe einfach nicht. Ein andermal habe sie sich mit aller Energie geweigert,

eine ihr ausgeliehene Schneeschaufel zurückzugeben. Sie habe ihre Hartnäckigkeit, für die sie keine Erklärung wisse, mit Klassenkampf und neuer Eiszeit begründet. Öfter habe sie in Geschäften den Kunden von einer drohenden Eiszeit erzählt, dass sich die Gletscher wieder von den Bergen herab übers ganze Land legen würden, alles unter sich begrabend. Das Wasser werde vergiftet, es sei höchste Zeit, sich Vorräte anzuschaffen. Aber die Leute hätten nur gelacht, man habe die eigenwillige Frau nie für voll genommen. Die einheimischen Bauern, welche sie schon als Kind kannten, hätten von ihr immer nur als von der Seehex' gesprochen. So bitter das sei.

Ein damals von mir verehrter Kunstmaler, welcher in der Nähe des Bannwaldsees wohnte, verhielt sich nicht besser, nachdem er sich mit seiner einstigen Mäzenin wegen einer Geringfügigkeit überworfen hatte.

Auch Margot vermisst die Seehex' nicht. Um diese Zeit ist ihr Kiosk neben dem Haus am Bannwaldsee geschlossen. Im Winter geht kein Geschäft, und der Campingplatz ist nur mäßig besetzt. Margot ist außerdem sehr mit der Fasnacht beschäftigt, weil sie bei vielen Männern beliebt ist. Das Verschwinden ihrer

Zigarettenkundin nimmt sie lange Zeit gar nicht wahr: Sie vermutet sie wieder auf Reisen. Auch eine mehr als halbjährige Abwesenheit ist nichts Außergewöhnliches bei dieser Frau. Vielleicht kehrt sie im Sommer an den See zurück, denkt sich Margot und macht sich für einen Ball zurecht.

Und was hätte Odette Muntschenk auf mögliche Fragen von Frau Doktor Mazzolini geantwortet? Sicherlich zuerst, dass auch sie einst Ärztin gewesen sei, jetzt aber diesen Beruf nicht mehr ausübe. Die einstige rheinländische Schönheit, kostbar und kühl, sitzt, umrahmt von kunsthistorischen Schätzen, in einer riesigen Bibliothek mit wertvollen Erstausgaben – ja, es sei alles etwas weitläufig, im Winter schwer zu heizen – und erinnert sich angestrengt an ihre Freundschaft mit der Verwirrten. Sie spricht von deren teuren Kleidern aus Paris, nennt Karlina immer modisch elegant, auch kapriziös, extravagant, das gewisse Etwas, nippt an ihrem Tee, benützt immer seltener das Wort Freundin, das zu Beginn der Fragen noch in jedem Satz vorkam. Ach ja, der Hund mit dem Namen Melange, ein Tier mit Charakter. Sonderbar, dass sie so plötzlich verschwand. Nein, überhaupt nicht sonderbar. Ganz im Gegenteil. Völlig normal.

Bei ihr völlig normal. Eine Außenseiterin noch unter den Außenseitern, sagt Odette Muntschenk vielleicht. Die kultivierte Karlina Piloti. Die Dame. Sie hat es immer verstanden, einen Bannkreis um ihre Person zu ziehen, um sich selbst und um das Haus am See. Welche Lage! Ein Jammer, dass sie es verkauft hat. Was sie wohl dafür bekommen hat? Naja, aus Geld hat sie sich nie viel gemacht. Sie, ja sie hat sich so rar gemacht in den letzten Jahren. So oft kam sie dann auch nicht mehr in die Landeshauptstadt. Ich bin selbst viel auf Reisen gewesen, der Osten, die Meditationen, Zen und Nepal, danach bei Manès in Paris, ein Freund des Hauses, wie schön er noch immer ist. Ob er vielleicht Vera kennt, die Frau des Ungarn? Ausgeschlossen ist das nicht. Bei Manès verkehren nur interessante Leute. Wir kannten uns schon vor dem Krieg. Sie hat meist nur in Chiffren gesprochen. Ich bin da auch nicht immer gleich durchgestiegen. Ihre Andeutungen, die schwierige Unterscheidung, wie soll ich sagen, von Traum und Wirklichkeit. Dazu der dreifarbige Melange. Und in ihrer Kindheit muss es einen zahmen Bären gegeben haben. Wie hieß der doch gleich?

Hab ich vergessen. Eine interessante Frau. Mehr kann ich nicht sagen. Und: Angst habe sie

gehabt, panische Angst vor verseuchtem Wasser, bei einem Atomkrieg werde zuerst das Wasser verseucht. Aber stets behält sie Contenance. Odette Muntschenk sagt: Contenance. In witzigen, scharfen Bemerkungen habe die Irre, plötzlich ist von der Irren die Rede, treffsicher argumentiert, und sie sei sehr apart gewesen: schicke Hosen, Modellkleider. Nur vom Feinsten. Sie habe immer sehr auf sich gehalten. Ich möchte nicht wissen, sagt Odette Muntschenk, wie viel Geld sie für Kleider ausgegeben hat. Die Hosen waren aus Samt, die Unterwäsche aus Seide. Sie trug, jetzt darf man das ja sagen, schwarze seidene Unterwäsche, und sie hatte eine tadellose Figur. Da gibt es überhaupt nichts. Ich habe sie sehr geliebt, meine beste Freundin ist sie gewesen. Es kann schon sein, dass es sie auch einmal gereizt hat, einen Schwulen heiß zu machen. In Wirklichkeit aber war sie lesbisch. Für meine Begriffe war sie das. Kein Zweifel. Ich weiß nicht, wann sie verschwunden ist und was aus ihr wurde. Aber sie war die Beste von uns allen. In rheinländischem Singsang der Rat: Fragen Sie bloß mal Bansin. Natürlich. Haben Sie ihn schon gefragt? Frau Doktor Mazzolini hätte ihn

vielleicht gleich angerufen. Ich schreibe ihm zuerst, denn Bansin ist ein berühmter Mann.

Er ist auch wegen seiner außergewöhnlichen Diskretion als zuverlässiger Freund berühmt. Viele von denen, die Rang und Namen haben, verdanken ihren Ruhm Bansin, seiner Treue und seiner Verschwiegenheit. Bansin ist ein Mann, dem Bücher gewidmet werden. Mit seiner Gabe der Freundschaft ist er unsterblich.

Das kann man ruhig so sagen. Nach dem Krieg war er der geistige Vater vieler. Aber er hat daraus nie ein Geschäft gemacht. Gewiss, er ließ manchmal Beziehungen spielen, aber Kapital daraus geschlagen hat er nie. Er ist ein einfacher Mann, er kommt von ganz unten, was er nie vergisst.

Ich gebe zu, dass ich befangen bin: Bansin wird im Laufe meiner Recherche eine wichtige Figur. Nicht für die Sache, sondern für mich. Ich beginne, den alten Mann mit dem schlohweißen Haar zu verstehen: er kämpft leise gegen den Tod.

Er beantwortet meinen Brief mit einem Telefongespräch. Sobald ich den Hörer abnehme und seine Stimme höre, die ich aus Funk und Fernsehen kenne, beginne ich zu zittern.

Ich habe, sagt er, seit gut fünfundzwanzig Jahren nichts mehr von dieser Frau gehört. Sie ist seinerzeit spurlos aus meinem Gesichtskreis verschwunden. Auch ich habe Nachforschungen angestellt, war beunruhigt und verwundert. Damals war sie verreist. Ich glaube, es war Ägypten. Oder war es Peru? Doch eher Peru.

Mehr habe ich nicht erfahren. Sie hat meine Postkarten nie beantwortet. Sie hat mir auch später noch einmal für einen Sommer lang das Haus zur Verfügung gestellt. Es ist übrigens jetzt in anderen Händen. Gelegentlich wollte ich sie noch zu unseren Treffen einladen, aber sie ist nie mehr erschienen.

Von Freunden weiß ich, dass sie gerne ein Rätsel aus sich macht. Darauf versteht sie sich. Zuletzt hörte ich, sie arbeite an einer größeren Sache. Ich bin gespannt, was dabei herauskommt.

Meine Frau hat immer gesagt: Ein Paradiesvogel ist sie, nichts sonst. Ein richtiger Paradiesvogel.

Das trifft die Sache exakt.

Melden Sie sich, bittet Bansin, wenn Sie mehr wissen werden. Die Sache lässt mir keine Ruhe.

Wie ich sie kennengelernt habe?

Eines Tages stand sie einfach in der Redaktion.

Die Redaktion besteht aus einem einzigen Zimmer. Es befindet sich in einem Haus in Krailling. In dem Zimmer stehen zwei Tische und drei Stühle. Ich besitze außerdem eine alte Schreibmaschine.

Damals hatten wir große Pläne. Alles war möglich, denn alles war Anfang. Sie wollte dabei sein. Außerdem legte sie eine Arbeit vor. Sie lud uns an den Bannwaldsee ein. München war zerstört. Im Bannwaldsee gab es Fische und Krebse, ein ruhiges Haus inmitten einer heil gebliebenen Natur, im Schatten märchenhafter Schlösser, im Land der dreizehn Seen.

Es ist der 10. September. Ein wunderbarer Herbsttag. Altweibersommer. Der Personenzug, mit dem wir anreisen, fährt nur bis zur Hälfte der Strecke. Danach geht es aus irgendeinem Grund nicht mehr weiter. Siebzehn Freunde, meist Künstler, drängen sich in den Dritter-Klasse-Abteilen.

Die Fahrt ist beschwerlich. Nach der Endstation soll es mit einem Bus weitergehen, doch der ist bereits überbesetzt.

Wir sitzen vor dem Bahnhof auf den Bordsteinen oder auf unseren schäbigen Koffern, zerkratzten Aktentaschen und Rucksäcken.

Einer von uns organisiert mit einem merkwürdigen Ausweis nach Stunden einen Holzgas-Lkw. Eine staubige Fahrt beginnt, hügelab, hügelab, durch das Alpenvorland, mit rauchendem Holzgas-Schornstein, mehr geschaukelt als gefahren. Unterwegs zu der Indianerin.

Sie empfängt uns an ihrem See, gibt Obdach, sorgt für Kopf und Bauch. Darin sieht sie ihre vornehmste Aufgabe. Nach der irrwitzigen Fahrt springen die meisten nackt in den See, um Staub und Dreck abzuwaschen. Im Haus ist es eng. Es ist ja nur ein Häuschen mit wenigen kleinen Stuben, die voller Bücher stehen. Es ist ein Lagerleben, wie wir es gewohnt sind. Was alles erträglich macht, ist die nach den Jahren der Knechtschaft wiedergewonnene Freiheit. Keiner empfindet die Entbehrungen, jeder ist voll Hoffnung.

Wir hocken im Kreis herum und besprechen unsere Pläne.

Einer sagt dem anderen, was er denkt.

Jeder will eine eigene Arbeit zu diesem Anfang beisteuern.

Keine festen Formen, keine Rituale, keine Zwischenrufe, keine Zwischenbemerkungen.

Der Ton der kritischen Äußerungen ist rau, die Sätze sind knapp, unmissverständlich, respektlos.

Niemand nimmt ein Blatt vor den Mund.

So vergehen drei Tage, vom frühen Vormittag bis zum späten Abend, bis in die Nacht hinein, nur unterbrochen von den kargen Mahlzeiten, die unsere Freundin, der Paradiesvogel, organisiert. Wie sie das macht, weiß keiner so genau. Sie fährt plötzlich auf einem alten Motorrad einen Sack Kartoffeln heran, schwarz besorgt, fängt immer wieder Fische und ist bemüht, uns, so gut es geht, zu ernähren. – Am Bannwaldsee findet nur das erste Treffen statt. Sie nimmt noch sechsmal teil. Danach verschwindet sie.

Ende der Leseprobe. Sie möchten das Buch
kaufen?

Klicken Sie bitte [hier](#).

Besuchen Sie CulturBooks im Internet:

www.culturbooks.de

www.facebook.com/CulturBooks

twitter.com/CulturBooks

[plus.google.CulturBooks.com](https://plus.google.com/CulturBooks.com)

Newsletter

Gern informieren wir Sie über unsere Neuerscheinungen und aktuelle Aktionen:

[CulturBooks/Newsletter](#)